

JILL KALTENBORN



Post, Mord & Provinzgeflüster

Der Mörder ohne Adresse



Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass du dich für ein Buch von beTHRILLED entschieden hast. Damit du mit jedem unserer Krimis und Thriller spannende Lesestunden genießen kannst, haben wir die Bücher in unserem Programm sorgfältig ausgewählt und lektoriert.

Wir freuen uns, wenn du Teil der beTHRILLED-Community werden und dich mit uns und anderen Krimi-Fans austauschen möchtest. Du findest uns unter be-thrilled.de oder auf [Instagram](#) und [Facebook](#).

Du möchtest nie wieder neue Bücher aus unserem Programm, Gewinnspiele und Preis-Aktionen verpassen? Dann melde dich auf be-thrilled.de/newsletter für unseren kostenlosen Newsletter an.

Spannende Lesestunden und viel Spaß beim Miträtseln!

Dein beTHRILLED-Team

Melde dich hier für unseren Newsletter an:



Über diese Folge

Der Bürgermeister liegt tot im Regen vor seinem Haus – tragischer Unfall oder Mord? Sully Morland, eigentlich Fallanalytiker in Deutschland, nach dem Tod seiner Frau nun aber Aushilfsbriefträger in Luxemburg, entdeckt die Leiche. Und er ahnt: Das war kein Unfall.

Die Polizistin Claire Bofferding ist von seiner Einmischung zunächst gar nicht begeistert. Und auch Sully will mit Mord und Totschlag nichts mehr zu tun haben. Doch dann geschehen weitere seltsame Unfälle, und Zeugen wollen den leibhaftigen Sensenmann dabei gesehen haben. Claires Vorgesetzte möchten nicht ermitteln, also wendet sie sich an Sully ...

Post, Mord und Provinzgeflüster – Die Serie

Ein ermittelnder Briefträger in Luxemburg: Fallanalytiker Sully Morland braucht nach einem Schicksalsschlag und seiner Suspendierung beim BKA einen Neuanfang. Bei seiner Patentante Rose findet er Zuflucht in einem idyllischen Dorf in Luxemburg. Spontan springt er dort als Aushilfsbriefträger ein und verteilt mit dem Rad die Post. Als er dabei buchstäblich über eine Leiche stolpert und der Polizistin Claire Bofferding bei den Ermittlungen hilft, wird Sully zu Luxemburgs erstem und einzigem radelnden Detektiv.

JILL KALTENBORN



Der Mörder ohne Adresse



1



Von den blutigen Fußspuren vor der Tür war kaum noch etwas zu sehen.

Der Regen peitschte wütend gegen die Fassaden der uralten Steinhäuser. Die Nacht war vorüber, und doch konnte sich die Sonne nicht gegen die Wolken behaupten. Alles war grau. Ein Martinshorn ertönte in der Ferne. Vielleicht war es auch das Jaulen des Windes. Die Straßen waren leer. Nicht nur wegen des Unwetters. Um diese Zeit waren fast alle Bewohner des kleinen Örtchens im Norden des Großherzogtums zur Arbeit aufgebrochen. Trotz der Dunkelheit brannte kein Licht in den Fenstern.

Nur *Maison Quinze* bot eine Ausnahme. Das Haus Nummer Fünfzehn lag hinter einem kleinen Hügel ein Stück abseits, weder neben Nummer Vierzehn noch Sechzehn.

Die Tür stand offen und gab den Blick auf die erleuchtete Eingangshalle frei. Der Regen hatte die Steinplatten im Eingangsbereich überschwemmt.

Ein Wandtelefon war aus den Angeln gehoben, baumelte an seiner Schnur und schlug mit dumpfem Pochen gegen die elfenbeinfarbene Tapete. Lediglich die dunkelroten Spritzer darauf zeugten von dem, was sich soeben ereignet hatte.

Zudem war die nackte Leiche, die bäuchlings am Ende des Kieswegs im Vorgarten lag, nicht wegzudiskutieren. Das schmiedeeiserne Tor schlug in unregelmäßigem Rhythmus gegen einen leblosen Fuß. Das andere Bein des Toten war angewinkelt, als wäre er mitten im Lauf niedergestreckt geworden. Der Körper war athletisch, ein weißer Hautstreifen zeugte von frühjährlichen Ausflügen in die Sonne. Nur das grau melierte Haar ließ Rückschlüsse auf das Alter des Verstorbenen zu. Die Arme von sich gestreckt, den Kopf zur Seite gewandt, lag er dort im strömenden Regen. Den ewig leeren Blick auf das gerichtet, was er mit der rechten Hand umklammert hielt: eine blutverschmierte Spiegelscherbe, die wenige Momente vor seinem gewaltsamen Tod in der nun klaffenden Wunde an seinem Hals gesteckt hatte. Fichtennadeln klebten wie trauriges Konfetti auf der Haut.

Ein fremder Mann kniete am Kopf der Leiche. Deutlich jünger war er, mit schlankem Körper. Sein Gesicht zeigte trotz des sich nähernden Martinshorns keine Regung.

Langsam richtete er sich auf, streifte sich den übergroßen Regenmantel ab, breitete ihn behutsam über dem Leichnam aus und beschwerte ihn mit Steinen.

Er bückte sich und griff nach dem Stapel durchnässter Briefe neben dem Toten. Die blaue Tinte auf dem obersten Umschlag war bereits verlaufen, der Adressat kaum zu entziffern. Nass bis auf die Haut reckte sich der Mann in Richtung des Briefkastens neben dem Gartentor, wobei er aufpassen musste, den reglosen Fuß nicht zu berühren. Er öffnete die Klappe und ließ den Stapel Briefe hineingleiten. Ein Seufzen. Aber Pflicht war eben Pflicht.

Das Martinshorn verstummte einige Meter hinter ihm. Er zuckte nicht zusammen. Reifen schleppten sich über den Kies. Die Szenerie wurde in blaues Licht getaucht. Die Regentropfen blinkten gespenstisch. Das Quietschen des Scheibenwischers erzählte von einem unerbittlichen Kampf gegen die Wassermassen.

Autotüren wurden hektisch geöffnet und geschlossen. Notarzt und Rettungssanitäter sprangen mit schwerem Gepäck aus dem Wagen.

Der Mann drehte sich um. »Ihr kommt zu spät.« Seine Stimme war ruhig und verlangsamte die Schritte der Ankömmlinge. »Der Bürgermeister ist tot.«

Es dauerte nur wenige Minuten, bis ein Polizeiauto eintraf.

»En Accident«, sagte der Notarzt von der trockenen Fahrerkabine des Krankenwagens aus, als eine junge Frau in Uniform aus dem Polizeiwagen stieg.

»Sie haben uns gerufen?« Sie versuchte, die blonden Haare unter die Kapuze zu stopfen.

Der Notarzt nickte.

Die Polizistin ließ den Blick über das Gelände gleiten und entdeckte den fremden Mann, der einige Meter im Abseits neben einem Mountainbike mit vollbepackten Satteltaschen stand. »Und er hat den Toten gefunden?«

»Ja, aber der Notruf stammte vom Opfer selbst«, erwiderte einer der Sanitäter.

»Zu Ihnen komme ich gleich noch«, rief sie dem Radfahrer forsch zu. »Bleiben Sie dort am Zaun stehen und passen Sie auf, dass sie nichts mehr anfassen, ja?« Sie nahm Einmalhandschuhe aus der Jackentasche und hatte Schwierigkeiten, die klammen Finger hineinzuzwängen.

»Vermutlich hat er ohnehin schon alle Spuren vernichtet«, murmelte sie finster.

Den amüsiert zuckenden Mundwinkel des Fremden konnte sie nicht sehen.

»Sie haben den Leichnam abgedeckt.« Die Polizistin sah die Sanitäter an. Es war eine Feststellung, keine Frage. »Das war eine kluge Entscheidung. Der Regen ...« Sie kniete sich an die gleiche Stelle, an der sich vor wenigen Minuten noch der Mann befunden hatte, und lupfte einen Zipfel des Regenmantels. Bei dem Anblick des Toten verzog sie keine Miene.

»Ist es wirklich Jacques?«, ertönte die Stimme ihres Kollegen, der auf dem Fahrersitz versuchte, dem Unwetter zu entgehen.

»Ja, das ist er.« Sie richtete sich auf. »Jacques Eichner.«

»Bist du sicher?«, fragte der Kollege.

Sie ließ den Regenmantel zurückgleiten und richtete sich auf. »Er sieht aus wie der Bürgermeister, und er liegt vor dem Haus des Bürgermeisters. Einen Ausweis hat er nicht dabei. Weißt du, er ist nicht bekleidet. Aber komm doch einfach raus und überzeug dich selbst.« Ihre Stimme blieb sachlich.

Keine Reaktion aus dem Streifenwagen. Der Kollege schien nicht erpicht darauf zu sein, eine Leiche zu sehen. Vielleicht war er an diesem beschaulichen Fleckchen Erde bisher davon verschont geblieben. Das wäre durchaus denkbar.

»Wann ist der Notruf eingetroffen?«, fragte die Polizistin.

»Vor etwa einer halben Stunde.« Der Fahrer des Krankenwagens hatte den Blick auf seinen Schuh gerichtet,

der in einer Pfütze auf dem Kies stand. Der Regen hatte inzwischen nachgelassen.

»Vor einer halben Stunde? Das ist eine lange Zeit.« Sie hob skeptisch eine Augenbraue, senkte sie dann wieder, als Regentropfen ihre Augen trafen.

»Nun ja, wir ... Also wir haben uns verfahren. Es war nicht einfach, das Haus zu finden. So versteckt hier hinten im Wald und dann die fehlende Beschilderung ... Wir sind nicht so oft hier in der Gegend.«

»Verstehe.« Sie wandte sich an ihren Kollegen, der noch immer auf dem Fahrersitz wartete. »Dann informieren wir mal die Spurensicherung aus der Stadt. Könnte eine Weile dauern, bis die Kollegen kommen. Bei dem Wetter.«

»Spurensicherung? Claire, du hast doch gehört, dass er selbst den Rettungswagen gerufen hat. Es war ein Unfall. Meinst du echt, das ist nötig?«

Claire. Der nun regenmantellose Mann am Fahrrad speicherte ihren Namen ab.

»Spitzes Penetrationstrauma, offenbar vom Opfer selbst gemeldet«, teilte der Arzt mit, wobei er nicht von dem Papier auf seinem Schoß aufblickte. »Sieht aus, als wäre er an der Stichwunde am Hals verblutet. Die Frage, wie er zu der Wunde kam, müsst ihr beantworten. Ich weiß nur, dass dies ein nicht natürlicher Tod ist und wie ich da meine Kreuze auf dem Totenschein zu setzen habe.« Achselzucken und weiter unbeeindrucktes Kritzeln auf seinem Formular.

Claire fasste zusammen: »Also Spurensicherung, Paul. Und noch einmal danke für die Abdeckung der Leiche, Jungs. Vielleicht finden wir dann doch noch irgendetwas Brauchbares. Habt ihr sonst noch etwas verändert?«

»Also eigentlich ...«, meldete sich der Fahrer des Krankenwagens wieder zu Wort, nicht weniger kleinlaut, »... war das er, nicht wir.« Er nickte in Richtung des Fahrradmannes.

Claire blickte verwundert auf und fixierte den Fremden argwöhnisch. Man konnte es ihr nicht verübeln. Durchnässt mit schwarzen Sporthandschuhen und dem im Blaulicht fahl schimmernden Gesicht mit den dunklen Strähnen in den Augen war er ein suspekter Anblick. Zumal sie eigentlich geglaubt hatte, die meisten Bewohner der Gemeinde zu kennen.

»Ich erzähle Ihnen gleich alles«, meldete sich der Mann zu Wort. »Aber vielleicht informieren Sie wirklich erst die Spurensicherung, bevor der Dauerregen alles verwischt. Ich habe mit dem Handy ein paar Fotos gemacht, die ich Ihnen selbstverständlich zur Verfügung stelle.«

»Sie haben was? Und wer bitte schön sind Sie überhaupt?« Claire näherte sich dem Mann. Dabei sprach sie »wer« mit einem langgezogenen Ä aus.

Er zuckte ob der Feindseligkeit in den Worten der Polizistin zusammen. *Niemand*, wollte er gerade auf ihre Frage antworten, und ärgerte sich nicht das erste Mal, dass ausgerechnet er die Leiche hatte finden müssen. *Ich bin hier doch eigentlich ein Niemand*.

Doch Paul kam ihm zuvor. Er erhob sich aus dem Streifenwagen, der bedrohlich wankte, ging einige Schritte auf die Gruppe zu und schirmte die Augen gegen den Regen ab. Seine Miene hellte sich auf, als er den Mann erkannte. Mit einer geschmeidigen Bewegung des dicken Armes deutete er auf den Fremden und glich dabei einem

Zirkusdompteur, der seine nächste Attraktion ankündigte. »Das ist doch unser neuer Briefträger!«, rief er aus. »Das ist Sully. Sully Morland!« Pauls französischer Akzent war nicht zu verkennen.

»Sully-Morland?« Wieder hob Claire eine Augenbraue. »Wie die Pariser Métro-Station?«

Sully seufzte. »Also eigentlich ...«

»Sie haben das Opfer also zufällig bei der Arbeit gefunden, Monsieur Bréifdréier Sully-Morland?«, unterbrach ihn Claire.

Sully war sich nicht sicher, ob sie ihn damit aufziehen wollte, dass sie ihn als Herr Briefträger ansprach, aber er ignorierte es.

Für Außenstehende mochte dies eine seltsame Unterhaltung sein, die fließend zwischen drei Sprachen hin und her sprang. Für alle Beteiligten sowie den Rest dieses kleinen Landes eine Normalität.

»Einfach Sully genügt.« Er hätte ihr erklären können, dass sein Vater Brite und er noch nie an dieser verdammten Pariser Métro-Station gewesen war, hielt es aber für überflüssig.

»Und was haben Sie noch alles angefasst? Ich brauche Ihre Fingerabdrücke und Ihre Schuhe.«

Sully blickte auf seine nassen Treter.

»Also nicht jetzt, aber ...« Claire schüttelte den Kopf. »Nicht zu fassen, da mischt sich jeder einfach in die Kriminalarbeit ein. Wissen Sie, wie viele Spuren Sie verwischt haben könnten?«

»Hatten Sie nicht eben gesagt, die Abdeckung der Leiche wäre eine gute Idee gewesen?«, konterte Sully.

Eine Pause. Nur das Heulen des Windes und das Quietschen des Scheibenwischers waren zu hören.

»Ihre Adresse, Ihre Telefonnummer, die Fotos«, sagte Claire mit Nachdruck.

»Selbstverständlich.«

»Claire, der wohnt doch bei Rose und Fernand«, sagte ihr Kollege Paul, als würde das alles erklären, und klopfte Sully auf die Schulter wie einem alten Bekannten. »Der läuft uns schon nicht weg. Sind Sie ein Neffe oder so etwas?«

»Patensohn. Und Entschuldigung, ich wollte mich wirklich nicht einmischen.«

Claire funkelte ihn weiterhin wütend an. Sie hatte hellblaue Augen, die durch das Licht des Krankenwagens betont wurden. Ihre Gesichtszüge waren fein, die Oberlippe leicht asymmetrisch. Vermutlich hatte sie als Kind an einer Hasenscharte gelitten. »Für einen Briefträger war das mit dem Mantel nicht schlecht«, knurrte sie fast. »Wir melden uns wegen der Fingerabdrücke.«

»Kein Problem.« Sully strich sich die Haare demonstrativ mit der behandschuhten Hand aus dem Gesicht und erinnerte dabei entfernt an einen Meisterdieb. Zu diesem Zeitpunkt wusste noch niemand, was er vor seiner Zeit als Briefträger gewesen war.

Aber das sollte sich bald ändern.

2



Knapp drei Stunden später stellte Sully sein Mountainbike in der Garage neben dem gemauerten Brunnen ab. Die Leute wollten schließlich ihre Post erhalten, ob nun ein Mord passiert war oder nicht. *Ein ungeklärter Todesfall*, korrigierte sich Sully. Zum Glück hatte der Regen inzwischen aufgehört. Durchnässt und fröstelnd überquerte Sully den kopfsteingepflasterten Hof des Anwesens.

Das Kutschenhäuschen, das er derzeit sein Zuhause nannte, ließ er rechts liegen und ging direkt auf das Haupthaus zu. Es war fast Mittagszeit, und in seinem Kühlschrank herrschte gähnende Leere. Er hatte ihn in den letzten drei Wochen, seit er kurzerhand hier eingezogen war, noch nicht gebraucht. Rose kümmerte sich zu gut um ihn.

Er öffnete die Holztür, streifte sich Turnschuhe und nasse Socken von den Füßen, nicht ohne dabei an das finstere Gesicht der Polizistin zu denken, und zog den schweren Vorhang zur Seite, der die Wärme des Kamins in den alten Steinmauern halten sollte. Es roch nach frisch Gebackenem und Kaffee. Stimmen drangen aus der Küche an sein Ohr, als er sich den Weg an der Sitzecke vor dem Kamin vorbei bahnte. Wie immer bückte er sich instinktiv unter dem massiven Rundbogen hindurch ins Esszimmer. Er griff nach

einem Croissant auf dem großen Tisch, das vom Frühstück übrig geblieben war, strich großzügig Rhabarbergelee darauf, und füllte eine leere Steinguttasse mit Kaffee aus der Thermoskanne. Man hätte meinen können, Rose erwartete noch Besuch, aber so war der Tisch schon immer jeden Morgen gedeckt. Nur für den Fall.

»Nee, Fernand, hal op!«, hörte er Roses Stimme aus der Küche. Gefolgt von einem Klatschen.

»Au«, das war Fernand.

»Der Kuchen ist für Maude, nicht für dich. Schließlich ist ihr Noch-Ehemann tot aufgefunden worden. Also, Finger weg!«

»Aber du weißt, wie sehr ich deinen Schokolaskuch liebe, Chérie.«

»Ich werde in meinem Testament vermerken, dass du an meinem Todestag einen erhältst. So, und jetzt geh mir aus dem Weg, bevor die Kuvertüre wieder fest wird.«

Sully biss beherzt in das Croissant und lehnte sich in den hölzernen Türrahmen. Die Neckereien der beiden gehörten ebenso in diese Küche wie die farbigen Kerben der jährlichen Wachstumsschübe der Kinder in den Türrahmen.

»Oh Sully«, Rose fuhr herum, als sie das Knarzen des Holzes vernahm. »Du bist ja völlig durchnässt.« Sie hatte eine hellgrüne Leinenschürze um den schlanken Körper geschlungen und hielt einen Löffel mit flüssiger Schokolade in die Luft. Mischling Louis fixierte einen laufenden Tropfen mit sabbernder Schnauze. Ebenso Fernand.

»Möchtest du vielleicht ein Stück Kuchen?«

Fernands Augen vergrößerten sich empört.

»Ach guck nicht so, mein Schatz! Heute nur für alle, die eine Leiche gesehen haben.« Sie legte den Löffel ab, eilte aus der Küche, kam mit einer Wolldecke in den Händen wieder und legte sie Sully um die Schultern.

Es hätte ihn nicht wundern sollen, dass die Nachricht von dem Leichenfund bereits zu Rose und Fernand vorgedrungen war. Vermutlich zu fast jedem in ganz Gréngdall.

»Mensch Sully, setz dich doch, erzähl uns ...« Sie deutete zu dem runden Holztisch mitten in der kleinen Küche, die mit ihrer technisch hochmodernen Ausstattung wie dem sechsflammigen Gasherd im Kontrast zu dem uralten Anwesen stand. In der Ecke vor dem geschnitzten Wandschrank hing ein Schinken zum Trocknen. Zwiebeln, Kartoffeln und Kräuter lugten aus bunten Keramikschüsseln hervor.

Rose ging zurück zu dem Kuchen auf der Arbeitsplatte und nahm ein großes Messer zur Hand.

»Danke, ich brauche keinen Kuchen.« Sully reckte sein Croissant in die Höhe, schlang die Decke enger um die Schultern und blieb im Türrahmen stehen. Sowohl Hund als auch Fernand schienen über diese Aussage empört.

Rose senkte das Messer, beäugte ihren Patensohn, trat nervös von einem Bein aufs andere.

»Nun frag ihn schon, Chérie. Ich denke, er ist der Letzte, der nicht darüber reden kann.«

Sie stieß ihrem Mann mit dem Ellenbogen in die Seite. »Wir wollen nicht in Sullys Gegenwart über L-Ä-I-C-H-E-N reden«, flüsterte sie ihm auf Luxemburgisch zu.

»Rose, ich bin weder taub, noch habe ich ein Problem mit dem Luxemburgischen oder kann nicht buchstabieren. Und

da Leichen nun einmal mein Beruf sind, oder vielmehr waren, komme ich auch nach Saras Tod mit ihnen klar.« Noch immer musste er sich überwinden, ihren Namen auszusprechen.

Rose sah ihn aufmunternd an. Für ihre zweiundsiebzig Jahre hatte sie ein ausgesprochen faltenfreies Gesicht, wofür sie Apfelessig, Sonnencreme und das morgendliche Schwimmen im Stausee bei Wind und Wetter verantwortlich machte, dem sie dreimal wöchentlich nachging. Sully hatte sich trotzdem immer vorgestellt, dass sie mit ihrer Grazie in einem anderen Leben Filmschauspielerin hätte werden können.

In diesem Leben aber besaß sie einen Abschluss in Psychologie. Zwar hatte sie nie praktiziert, jedoch verlieh ihr die Ausbildung in prekären Situationen ein gewisses Fingerspitzengefühl. Und machte aus ihr einen der angenehmsten Gesprächspartner, die Sully kannte.

»Vermutlich darfst du uns gar nichts sagen, aber war es tatsächlich ein Spiegel? Jacques wurde von einer Spiegelscherbe aufgespießt?« Sollte bei diesen Worten eher Sorge oder Ekel in den Augen einer alternden Frau liegen, meinte er seltsamerweise ein aufgeregtes Funkeln zu erkennen.

»Ich bin nicht an den Ermittlungen beteiligt. Ich kann dir alles sagen, was ich weiß, aber das ist nicht viel. Ich habe ihn nur gefunden.«

»Ich habe gehört, Claire wäre auch dort gewesen?«

»Claire?«, fragte Fernand.

»Bofferding. Die neue Polizistin der Polizeistation hier in Gréngdall. Eine sehr nette und kompetente Person, wie ich

finde.«

Geht so, dachte Sully. Die kleine Polizeistation befand sich zentral in Gréngdall gelegen, nur wenige Straßen von dem Flammang'schen Anwesen entfernt. Eine kleine Truppe, die es hauptsächlich mit Diebstählen und Ordnungswidrigkeiten zu tun gehabt hatte. Bisher.

Rose straffte die Schultern, als wäre es an ihr, die Frauenwelt zu verteidigen.

»Richtig. Bofferding ... Wie das Bier«, kommentierte Fernand.

Rose schüttelte den Kopf. »Und Sully, hast du ihr gesagt, dass du auch ...?«

»Nein. Bin ich ja auch nicht mehr. Der Teil meines Lebens ist vorbei.«

»Aber vielleicht könntest du ...?«

»Nein, Rose. Ich möchte gerade nichts mit Mord und Totschlag zu tun haben.«

»Dann glaubst du also, es war Mord?« Wieder dieses Leuchten in Roses Augen.

»Nun mach mal langsam, Nancy Drew, das war eine Redewendung.« Fernands Stimme klang so beiläufig, als hätte er über den morgendlichen Regen gesprochen, während er die Gelegenheit nutzte, den Finger in die Schüssel mit der übrig gebliebenen Schokolade zu stecken.

»Fernand!« Rose zischte seinen Namen peinlich berührt.

Doch er ließ es sich nicht nehmen, Sully von Roses kleiner Besessenheit zu berichten. »Wusstest du, dass sie alle Bände gelesen hat? Nancy Drew, meine ich. Ein großer Krimi-Fan, unsere Rose. Ich habe gehört, als Kind trug sie

immer Lupe und Notizblock mit sich herum. Hätte ich ja zu gerne gesehen.«

»Tante Rose! Das sind ja ganz neue Seiten!« Die Vorstellung dieser akkuraten Frau als Detektivin amüsierte Sully. Zwar fiel ihm auf, dass sie schon immer gerne über seine Arbeit geredet und er viele Krimis neben ihrem Lesesessel gesehen hatte, aber er hatte sich nie etwas dabei gedacht. An dem heutigen Vorfall schien seine Patentante aber tatsächlich mehr als interessiert zu sein.

»Kanntet ihr den Bürgermeister denn gut?«, fragte Sully, auch wenn er beabsichtigte, sich nicht in die Sache einzumischen.

»Was heißt schon gut? Er war eben der Bürgermeister. Manches, wofür er stand, war gut, anderes meiner Meinung nach nicht sonderlich. Ganz zu schweigen von der Sache mit Maude, seiner Frau ...« Rose biss sich auf die Lippe.

Rose wusste tatsächlich alles über jeden.

»Bald wird es ja ohnehin jeder wissen«, fuhr sie fort. Offensichtlich hielt sie Sully für einen würdigen Empfänger dieser Neuigkeiten. »Er hat Maude verlassen und lebt mit einer jungen Flugbegleiterin zusammen. Lebte. Jacques meine ich. In Maudes Haus. Es ist noch recht frisch, und so kurz vor den Neuwahlen wollten sie die Sache noch unter Verschluss halten. Ich weiß nicht genau, wieso Maude da mitgemacht hat. Offenbar hat er ihr trotzdem noch viel bedeutet. Oder sie hat gehofft, dass diese Flugbegleiterin nur eine von Jacques' Launen war. Allerdings hat er Maude nun doch um die Scheidung gebeten. Sie hatten einen immensen Streit ums Vermögen, der nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollte. Er ist ... war ... sehr eigen.«

»Ganz im Gegensatz zu uns natürlich«, sagte Fernand augenzwinkernd. »Aber Feinde hat man als Politiker vermutlich ohnehin genug. Apropos Vermögen ... Ich muss los, Manuel hat mich gebeten, ihm bei einer Sache zu helfen. Er scheint in einem kleinen Dilemma zu stecken.«

Rose rollte kaum merklich mit den Augen, während ihr Mann ihr einen Kuss gab. Seitdem Fernand sich aus der Finanzwelt in den Ruhestand verabschiedet hatte, versuchte er mit kleineren Tricks Bekannten und örtlichen Unternehmen aus finanziellen Engpässen zu helfen. So offenbar auch Kneipenbesitzer Manuel, den nächsten Nachbarn der Flammangs.

»Ich fahre zu Maude.« Rose nahm die Schürze ab, und hängte sie an den Haken an einem Holzbalken. »Sie wohnt derzeit bei ihrer Schwester. Und Zucker hilft bekanntermaßen.«

»Definitiv«, sagte Sully mit Blick auf den Rest seines Croissants. Zudem wusste er aus eigener schmerzlicher Erfahrung, dass man nach einer Tragödie niemanden lieber um sich hatte als Rose. Aber nicht nur wegen ihr war er nach Saras Tod von Wiesbaden nach Gréngdall gekommen, sondern auch wegen dem Wein, dem Essen, den Erinnerungen an die unbeschwerten Sommer seiner Jugend, in denen das Haus mit Leben gefüllt gewesen war. Als man durch jeden Spalt im Dielenboden Gespräche aus den Zimmern der oberen Etagen belauschen konnte. Seine Ausbrüche aus dem strengen, englischen Internat.

Aber nun waren die Kinder in alle Winde verstreut, und das Haus blieb leer und still zurück. Und Stille konnte Sully im Moment nicht sonderlich gut vertragen. Vielleicht war

nicht zuletzt das der Grund gewesen, weswegen er sich auf diese kuriose Idee eingelassen hatte, Briefträger Jhemp Weber zu unterstützen. Vielleicht war diese Fügung aber auch lediglich dem Alkohol geschuldet.

In jedem Fall verspürte er ein altvertrautes Kitzeln in den Tiefen seiner Hirnwindungen, seit er die nackte Leiche gesehen hatte.

Rose griff nach dem Kuchen auf der Arbeitsplatte und riss Sully damit aus seinen Gedanken. Dann hielt sie mit hochgezogenen Augenbrauen inne. »Bisschen kuriose Art und Weise zu sterben, Sully, findest du nicht?«

»Bisher halten sie es für einen Unfall, glaube ich.«

»Und was glaubst du?«

Sully zuckte mit den Schultern. »Ich habe zum Glück nichts damit zu tun.«

»Noch nicht«, nuschelte Rose und verließ die Küche mit dem Hund im Schlepptau, bevor Sully etwas erwidern konnte.

Sully meinte es so: Die Ermittlungen gingen ihn nichts an, und doch fragte er sich seit dem Morgen, wieso der Bürgermeister in seiner Panik nach draußen gelaufen war. Schließlich hatte er doch Hilfe am anderen Ende der Telefonleitung gehabt. Der letzte Grashalm, an den er sich hätte klammern müssen, statt ihn loszulassen, das Haus zu verlassen und die verdammte Spiegelscherbe aus der Wunde zu ziehen.

Eine Stichwunde, ein Spiegel, ein Notruf, eine nackte Leiche neben dem Gartentor.

Das erste Mal seit Wochen bemerkte Sully, dass sich die eingersteteten Zahnräder in seinem Kopf in Bewegung setzen

wollten. Er konnte nichts dagegen tun.

3



Während der nächsten Tage war nichts so verlässlich wie die Unbeständigkeit eines mitteleuropäischen Frühlings. Die Sonne wurde von Wolken verdrängt, die immer dunkler, tiefer, träger dahinschwebten, bis ein Gewitter dem nächsten folgte.

Und mit dem stetigen Wechsel des Wetters verschwanden das Absperrband der Polizei um Jacques Eichners Haus und das Zelt auf dem Kiesweg, das letzte Spuren vor der Witterung hatte schützen sollen, die nun im Erdreich versickerten.

Doch die Gerüchteküche kochte weiter, und Sully war ihr als Briefträger erbarmungslos ausgeliefert.

Man sollte Karma nicht unterschätzen, meinte der griesgrämige Mann aus *Maison Sept* geheimnisvoll, der bei Wind und Wetter seinen englischen Rasen harkte und bisher kein Wort mit Sully gewechselt hatte. Zumindest wäre er sich sicher, dass der Bauunternehmer Metti Schild das so sehen würde, nachdem, was der Bürgermeister ihm angetan hatte. Kurz überlegte Sully, ob er nachfragen sollte, entschied sich dann aber, dass es ihn eigentlich nichts anging. Nach wie vor war er der Briefträger. Nichts weiter.

Auch über Maude Eichner wusste die Nachbarschaft nicht nur Gutes zu berichten. Denn der Scheidungskrieg war an die Öffentlichkeit gesickert.

Es schien, als lechzten die Menschen geradezu nach einem Verbrechen.

Tante Rose echauffierte sich beim Abendessen mehrfach über die Taktlosigkeit im Ort. Doch wenn sie mit gespitzten Ohren durch die Gänge des Supermarkts streifte oder Premier Commissaire Ernie Thill, dem Leiter der Polizeidirektion von Gréngdall, einen Picknickkorb zur Unterstützung vorbeibrachte, meinte man fast, den Abdruck von Lupe und Notizblock der Jugend unter ihrem Mantel hervorlugen zu sehen. Sully musste sich mehrfach auf die Lippe beißen, um sie nicht Nancy Drew zu nennen.

Wesentliche Fortschritte in den Ermittlungen gab es jedoch trotzdem nicht. Der Tod des Bürgermeisters würde bald als unglücklicher Unfall zu den Akten gelegt werden.

Sully versuchte sich vorzumachen, dass ihn all das nicht interessierte. Doch es wollte nicht recht klappen. Erst recht nicht an jenem Dienstagmorgen.

Knapp eine Woche war nun seit dem Todestag vergangen, und Sully betrat in aller Frühe das Postamt.

»Salut Sully, wéi geet et?«

»Moien Béa. Mir geet et gut, merci«, spielte er das Spiel mit, bei dem seine Kollegin Béa seine Sprachkenntnisse aufbessern wollte. Er ging zu der blauen Plastikkiste, in der die für ihn zgedachten Briefe lagen.

Der Stapel war definitiv größer als sonst. Er blickte zweifelnd zwischen den Briefen und den ausgeleiterten Satteltaschen in seinen Händen hin und her und stöhnte.

»Mann, wieder so viele Briefe. Die ganze Woche geht das schon so. Aber der Stapel hier sprengt meine Satteltaschen.«

Béa zuckte mit den Schultern. »Ich schätze, weitere Kondolenzkarten für Eichner. Tja, er war eben der Bürgermeister. Wenigstens im Tod sind ihm alle gut gesonnen.« Mühelos wechselte sie ins Deutsche.

»Aha?« Der Ermittler in Sully horchte auf. »Im Leben war das anders?«

Béa nahm einen Schluck Kaffee. »Ach, vermutlich wie immer alles nur Gerüchte.«

Sie schien nicht mehr dazu sagen zu wollen. Diskretion wurde in diesem Beruf groß geschrieben. Daher wechselte sie das Thema.

»Natürlich musst du die Briefe noch einmal von Hand ordnen. Die Sortieranlage hat die Briefe aus Ænnergréngdall wieder durcheinandergebracht.«

Ænnergréngdall. Sullys Tour. Die kleine Ortschaft gehörte wie ein seltsames Anhängsel zu Gréngdall und verband den Ort mit dem malerischen Stausee, der jährlich unzählige Touristen anlockte. Hier waren einsame Häuser entlang der Serpentina in die Schieferhänge gebettet, die ganz oben einen atemberaubenden Blick auf den See freigaben, in dem Rose dreimal wöchentlich um Punkt halb sechs ihren Morgensport verübte. Mal waren die Häuser chic und neu, mal gemütlich und alt. Aber immer unfassbar teuer.

»Nach aufsteigenden Hausnummern geordnet, wie immer. Aber du weißt ja, dass das nicht der Lage der Häuser entspricht.«

»Da sagst du mir was.«

Einen Sinn über die Vergabe der Hausnummern in Ènnergréngdall, so hatte man Sully gesagt, hätten nur Alteingesessene gesehen, die die chronologische Entstehung der Häuser mitbekommen hatten. Davon lebte jedoch nur noch die halb blinde Kätti Krier, die vor etlichen Jahren ihren einhundertsten Geburtstag gefeiert hatte.

Die fehlenden Straßennamen hatten Sully in seinen ersten Tagen als Briefträger fast zur Weißglut und seine lange vernachlässigten Oberschenkelmuskeln in die Übersäuerung getrieben. Kein Wunder, dass der Krankenwagen Schwierigkeiten gehabt hatte, das Haus des Bürgermeisters zu finden.

Béa stützte ihren Oberkörper auf einer Art Pult ab und nahm einen Schluck Kaffee. »Macht die meisten verrückt. Vor einiger Zeit gab es sogar eine Debatte darüber, ob man nicht doch Straßennamen einführen sollte, jetzt, wo es so viele Häuser geworden sind. Fast zweihundert?«

»Hundertdreiundsiebzig«, entgegnete Sully.

»Hätte uns die Arbeit jedenfalls deutlich vereinfacht, wegen der Sortiermaschine, aber nein ...« Sie seufzte theatralisch, obwohl Sully bezweifelte, dass sie je die Post dorthin hatte austragen müssen.

Schließlich war Jhemp Weber seit Ewigkeiten der Briefträger in Gréngdall. Das wusste Sully natürlich. Womit er jedoch bei seiner Ankunft vor drei Wochen nicht gerechnet hatte, war, dass er ihn in diesen Wochen bei seiner Arbeit unterstützen würde. Und dass dann ausgerechnet in der Zeit der verdammte Mord passieren musste. *Ungeklärter Todesfall*, korrigierte Sully sich wieder und fing an, die Briefe umzusortieren. Immerhin ein Haus blieb ihm erspart. Denn

Briefträger Jhemp, der ebenfalls in Ænnergréngdall lebte, holte sich seine Post stets selbst ab, um Sully den Weg in die letzte Ecke seiner Sackgasse zu ersparen.

Die Nähte seiner Satteltaschen spannten, als sich Sully auf sein Rad schwang. Wie immer begann er, sich zunächst die schier endlos scheinende Hauptstraße hochzuschleppen. Sie wand sich wie ein Wurm bis zum höchsten Punkt des Berges und bot einen grandiosen Ausblick auf den riesigen Stausee. Manchmal tat es gut, an die eigene Bedeutungslosigkeit auf dieser Erde erinnert zu werden, fand Sully.

Wenn er besonders früh war, kam ihm Rose auf dem Rückweg vom Stausee in ihrer rot-schwarzen Deux Cheveaux Charleston entgegen, die ihr jüngster Sohn Serge für sie restauriert hatte.

Sully hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, zur Aussichtsplattform zu sprinten, um ihr eine Weile nachzublicken, bis sie die Serpentina hinter sich ließ und im Ort verschwand. Dabei hatte er stets instinktiv das Gefühl, als würde die Welt irgendwann wieder in Ordnung werden.

Aber an diesem Dienstag war Rose, die wie ein Schweizer Uhrwerk tickte, nicht zu erwarten. Außerdem wollte Sully bei dem Gedanken an die Kondolenzkarten in seiner Satteltasche heute nicht an seine eigene Bedeutungslosigkeit erinnert werden. Daher bog er stattdessen in den kleinen Waldweg am Fuße des Berges ein und machte sich auf direktem Weg zu *Maison Quinze*. Um die Last seiner Taschen zu erleichtern, vor allem aber, um seine Neugier zu befriedigen. *Sein professionelles Interesse*, korrigierte Sully seinen Gedanken und fragte sich, wann er angefangen hatte, vor sich Rechenschaft abzulegen. Das war nie ein gutes Zeichen.

Vorbei an *Maison Vingt-Six*, in dem ein Politikprofessor zurückgezogen hinter dichtem Pflanzenbewuchs lebte, strampelte er auf das schmiedeeiserne Gartentor zu, das vor nicht einmal einer Woche gegen den Fuß einer Leiche geschlagen hatte. Nur die aufgewühlte Erde auf dem Kiesweg zeugte noch von dem Grauen. Buchfinken hopsten vergnügt über den Boden und freuten sich über die gelockerten Erdschichten. Vielleicht waren es aber auch Amseln oder Drosseln, Finken oder Stare. Mit der Natur hatte Sully es leider bisher noch nie so gehabt. Ihm hatte die Zeit gefehlt. Nicht umsonst hatten Sara und er sich vorgenommen, sich irgendwann ein Haus mit Garten und Gewächshaus zuzulegen, um mit einer winzigen Schere irgendwelche Blüten abzuschneiden, einfach weil nichts anderes zu tun war. Doch nun war alles anders gekommen.

Da Eichners Haus wieder freigegeben war, hoffte Sully, dass auch jemand den überfüllten Briefkasten geleert hatte, der ihm in den letzten Tagen die Arbeit erschwert hatte. Doch als er sein Rad gegen den Zaun lehnte, quoll ihm bereits die Lieferung von den Vortagen aus dem Schlitz entgegen. Mist, was nun?

Er ließ seinen Blick in die Ferne schweifen. Der Gesang der Vögel und die Sonnenstrahlen, die das alte Steinhaus durch die hohen Bäume anleuchteten, hatten etwas Malerisches. Da konnte man Blutspuren und tote Bürgermeister fast vergessen.

Als er das Haus näher betrachtete, blieb sein Blick an einem Messingornament im hölzernen Türblatt hängen. Ein alter Briefschlitz.

Mit einem Quietschen öffnete er das Gartentor und näherte sich dem Haus über den Weg, auf dem Jacques Eichner die letzten Schritte seines Lebens gelaufen war.

Fast erwartete er, die Polizistin, Claire, hinter einem Baum hervorspringen zu sehen, um ihm zu sagen, dass er hier nichts zu suchen hatte. Zu seiner Verwunderung hatte er nichts mehr von ihr gehört. Nur allzu gern hätte er ihr die Fingerabdrücke seiner Handschuhe gegeben, um ihr die Arbeit zu erleichtern, wenn dies technisch nur möglich wäre. So etwas Unfreundliches!

Er stieg die Stufen zur Haustür empor und nahm den großen Stapel der heutigen Kondolenzkarten, alle adressiert an Maude Eichner, die offenbar noch immer an ihrer alten Adresse gemeldet war, und steckte sie nach und nach durch den Schlitz. Dabei fiel ihm mit jedem Klappern des Türschlitzes auf, dass sich die Holztür bewegte. Nur minimal. Ein wenig Spiel im Schloss wahrscheinlich. Unglücklich bei dem Unwetter der letzten Tage. Oder aber ... Sully blickte sich verstohlen um. Einmal nach links, einmal nach rechts, und legte die Hand an den Türknauf. Oder aber jemand hatte vergessen, die Tür wieder abzusperrern.

Lautlos drehte er den Knauf gegen den Uhrzeigersinn. Mit einem Klacken schwang die Tür auf. Sully betrachtete die verstreuten Briefe auf dem Boden in der Diele, die er soeben durch den Schlitz gezwängt hatte. Das Telefon hing ordentlich an der Wand, der Boden war gereinigt worden, die inzwischen trockenen Blutspritzer an der Tapete erinnerten an abstrakte Kunst.

Und dann hörte er ein regelmäßiges Tropfen hinter der Tür rechts des Flurs. Ein Wasserhahn?

»Salut?«, fragte er und setzte einen Fuß über die Türschwelle.

Keine Antwort.

Dem überfüllten Briefkasten nach zu urteilen, war das Haus verlassen. Maude war noch bei ihrer Schwester, das wusste Sully von Rose. Was war mit Eichners Freundin? War sie abgehauen?

Verstohlen blickte er sich um. Etwas zog ihn ins Innere.

Er dachte an den alten Briefträger Jhemp Weber, für den er kurzerhand eingesprungen war. Heute Abend würde er ihn bei der wöchentlichen Doppelkopfrunde treffen. Sully rollte mit den Augen bei dem Gedanken daran, wie genau diese feuchtfröhliche Veranstaltung ihn dazu bekommen hatte, den in Schwierigkeiten steckenden Jhemp für einige Zeit zu entlasten. Er nahm sich vor, ihn gleich heute Abend zu fragen, über wie viele Leichen er in seiner Karriere bisher gestolpert war – einfach nur, um einschätzen zu können, wie sehr das Schicksal ihn verhöhnen wollte.

Sully wusste, dass Jhemp sich großer Beliebtheit erfreute, nicht zuletzt, weil er gern als Handwerker tätig war, wenn es die Zeit zuließ. Und war das als sein Vertreter nicht irgendwie auch Sullys Aufgabe?

Er straffte die Schultern, obwohl er wusste, dass er keinerlei handwerkliches Geschick besaß, und betrat den Raum, aus dem das Geräusch drang. Er fand sich in einem kleinen Badezimmer aus Naturstein wieder, in dem ein goldverzierter Wasserhahn unentwegt in ein winziges Waschbecken ohne Siphon tropfte. Darunter stand ein bereits randvoller Eimer. Die Rohre waren zerlegt worden und befanden sich daneben auf dem Boden.

Sully trat näher, sicher, dass er den tropfenden Hahn nicht zum Versiegen bekommen würde. Nicht wenn es bereits jemand – irgendjemand – anders versucht hatte. Aber den Eimer könnte er zumindest leeren, um einen Wasserschaden zu verhindern.

Als er nähertrat, erwartete er, sein Spiegelbild zu sehen – so verhielt es sich schließlich in den allermeisten Badezimmern. Aber ihm fiel lediglich die verfärbte Umrandung an der altrosa Tapete auf. Hier musste also der Spiegel gehangen haben, der Jacques zum Verhängnis geworden war. Von den Scherben keine Spur. Drei massive Eisenhaken waren an der Wand befestigt und hatten den Spiegel vermutlich an seinem Platz gehalten. Drei. Nicht vier. Einer fehlte. Links oben. Die Tapete um das entstandene Loch war eindeutig beschädigt.

Sully fuhr mit der Hand über die Keramik des antiken Waschbeckens darunter und konnte tatsächlich eine große Kerbe darin sehen. Dort, wo der schwere Spiegel aufgekomen und gesplittert sein musste, sodass eine Scherbe ausgerechnet die Halsschlagader des armen Bürgermeisters getroffen hatte. So zumindest die offizielle Theorie. Vielleicht stimmte es ja, aber irgendwie ...

Zwar rechnete Sully nicht damit, etwas zu finden, schließlich war die Spurensicherung schon dagewesen, außerdem war der Siphon ja bereits zerlegt worden, aber es war so ein Instinkt. Und daher beugte er sich vor, um mit der Taschenlampe seines Handys in den verwinkelten Abfluss des Waschbeckens zu leuchten und mit dem Finger zu tasten, ob sich noch etwas darin versteckte. Er musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um sich nach vorne zu beugen und

seinen Körper in diesem seltsamen Winkel zu verbiegen. Nur so konnte er einen Blick in den gebogenen Abfluss werfen. Die vereinzelt kalten Wassertropfen auf seinem Hinterkopf bemerkte er kaum. Sully reckte und streckte sich und leuchtete und fingerte im Abfluss, was das Zeug hielt, bis ihm – rums – das Handy aus der Hand fiel. Er fluchte lautstark und rieb sich den schmerzenden Hinterkopf. Dabei richtete er sich auf, um zu sehen, woran er sich gestoßen hatte. Er blickte auf ein Viereck aus altrosa Tapete direkt vor ihm. Hätte dort ein massiver Spiegel an nur drei Haken gehangen wie noch vor einer Woche, dann wäre es Sully möglicherweise genauso ergangen wie dem armen Jacques Eichner. Mit etwas mehr Glück jedoch hätte die Spiegelscherbe seine Halsschlagader vielleicht verfehlt.